

Mehrerauer Grüße.



22. Jahrgang.

Mai 1932.



Mehrerauer Grüße.

22. Jahrgang.



Mai 1932.

Inhalt:

Zum Goethejahr	3
Die Instituts- und Kongregationskapelle in Vergangenheit und Gegenwart	8
Auf der Reise zu den Indianern	17
Was uns heuer die Fastnacht brachte	22
Aus dem Kollegium	24
Unsere Toten	27
Personalien	32

Postscheck-Amt
München,
Konto Nr. 8930.



Kollegium St. Bernardi

Österr.
Postsparkassen-
Amt
Wien Nr. 168.467

Redaktion:
P. Robert Klopfer.

Administration:
P. Bonifaz Martin.



Kollegiums-Kapelle: Seit 1885.



Zum Goethejahr.

Ohne Zweifel: Ein Stern erster Größe ging am 22. März 1832 unter. Doch nein, untergegangen ist er nicht. Goethes Stern leuchtet fort, wenn auch in letzter Zeit nicht mehr mit dem früheren, alles beherrschenden Glanze. Unser Geschlecht hat sich auf sich selber besonnen. Die Prosa der jungen Meister, auch tief, versagt dem Altmeister Goethe ihre Gefolgschaft; seine gar zu behagliche Breite widerstrebt dem Lebensrhythmus von heute. Und die Verhimmelung der Antike, so bild- und werthhaft Goethe sie auch schildert — wer bringt dafür noch das Verständnis auf? Hingegen einzigoch und schön ragt seine Natur- und Erlebnisdichtung. Er konnte aber auch in seinem Garten oder auf der Wanderung halbe Stunden vor einer Blume stehen und sich in deren heimliches Weben und sinniges Bedeuten versenken. Und nicht minder vor Werken der Groß- und Kleinkunst. Ihm war es wie keinem anderen gegeben, in stiller Beschauung aus dem Vergänglichen auf das Unvergängliche zu schließen, vom Niederen zum Höchsten emporzusteigen, vor dem er scheu verstummte. Es mutet fast wie eine Gabe an, das Göttliche zu ahnen.

Und seine Stimmungsbilder, aus tiefstem Erleben geboren!

Über allen Gipfeln
ist Ruh,
in allen Wipfeln
spürest du
kaum einen Hauch.
Die Vögel schweigen im Walde.
Warte nur: balde
ruhest du auch.

Am Vorabend seines 82. Geburtstages suchte er das Waldhaus bei Ilmenau wieder auf und überlas die wenigen Verse, die er 51 Jahre zuvor auf die hölzerne Fensterbank geschrieben. Tränen im Auge, wiederholte er: Ja, warte nur, bald ruhest du auch!

Unübertroffen ist auch seine Art, fremde Schicksale, dunkle und heitere, in Balladen und Liedern nachzuempfinden und zu gestalten. Man vergleiche z. B. den ‚Erlkönig‘ mit Bürgers ‚Lied

vom braven Mann: Beide beruhen auf einem Zeitungsbericht; aber wie großzügig, bei aller Gedrängtheit, wirkt Goethes Fassung!

Das ewige Auf und Ab, als gemeinsames Los der Sterblichen — wer stellt es dir so anschaulich, so besinnlich vor Augen wie Goethe?

Wind ist der Welle
lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
wie gleichst du dem Wind! —

Zu seiner epischen und dramatischen Poesie nur das eine: Sie schenkt einem Gestalten, die man, einmal von ihnen ergriffen, nicht mehr vergißt. Ich denke etwa an den Georg bei ‚Götz von Berlichingen‘.

*

Doch rücken wir der Kernfrage auf den Leib. Der Lorbeer des Dichterstürmen krönt ihn, ja; aber er ist auch Denker. Und welches ist nun die **Stellung Goethes zum Christentum**? Für uns Katholiken, jung und alt, muß es von allergrößtem Belang sein, die rechte Antwort zu wissen. Also, was ist Goethe gewesen? Die einen sagen, und es sind ihrer nicht wenige: ein Heide, wenn auch ein edler. Die andern sagen: ein Christ! Wer hat recht? Beide!! Es scheint ein Unding, doch kann man sich ihm nicht entziehen; denn es gibt eine Menge von Belegen dafür, daß er als Christ dachte, und zwar in all seinen Lebensaltern; und wieder andere genug, die ihn als Heiden kennzeichnen. Die Wandlungen, über den trotzigem ‚Prometheus‘ (1774) der Sturm- und Drangperiode hinweg, zu den ‚Grenzen der Menschheit‘ (1781), eingegeben von fast zu kleinmütiger Selbstbescheidung, bis zum Bekenntnis des Gottähnlichen im Menschen, dem ‚das Göttliche‘ (1783) nicht unerreicht ist. — Diese Metamorphosen sind nur Stufen zu den späteren, z. B. in der nachitalienischen Zeit, als sein verstiegener Schönheits- und Naturkult ihm die Wege zur Offenbarungsreligion verdunkeln. Eine völlig klare Schau gewinnen wir kaum je, weil sich Goethe nie ganz einem System verschrieb. So gibt er uns in einemfort Rätsel auf.

Materialist war er keiner; gilt ihm doch als „das höchste Glück des denkenden Menschen, das Unerforschliche ruhig zu verehren“.

Rationalist ebensowenig. Dafür spielt das Göttliche eine zu große Rolle in seiner Dichtung. In den Xenien machen sich Goethe

und Schiller gehörig lustig über den alten Vernünftler Nikolai in Berlin: „Er schnopert, was er schnopern kann; er spürt nach Jesuiten.“

Von Voltaire ist Goethe weit entfernt. Ihm schreibt er ins Tagebuch: „Wenn man den ersten Westenknopf falsch knöpft, so wird die ganze Weste falsch geknöpft; bei den Gottesleugnern aber ist der erste Westenknopf falsch geknöpft.“

Und doch, wo ist sein Christentum? Als er 1786—1788 in Italien weilte, hätte man meinen sollen, hier und zumal in Rom, an der Quelle der christlichen Kultur, würde Goethe reiche Ernte an Einsichten in die Ur- und Hochwelt der kirchlichen Vergangenheit machen. Aber nein. ‚Tasso‘, den er dort schuf, hat nichts von dem Italien Dantes und Petrarikas. In seinen römischen Elegien, in den Briefen und Tagebüchern wimmelt es nur so von Lobsprüchen auf das alte Heidentum. Goethe kramte in Steinresten der Antike und erlebte Verzückungen vor einer Minerva-Statue, so daß sich die biedere italienische Kustodin über die komische Heiligenverehrung nicht genug wundern konnte. Er lustwandelte an dem Obelisken Sixtus des V. vorbei, auf dem die Worte geschrieben stehn: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat! Ihm sagen sie nichts.

Er, der sonst alles sieht, die Kirche sah er nicht; oder doch nur das Menschliche an ihr. Er trat der Freimaurerei bei, weil ihn das Ideal der Humanität anzog, und in der Meinung, „daß edle und große Zwecke nur durch treues Zusammenwirken vieler Gleichgesinnten erreicht werden könnten“. Als ob nicht die Kirche, diese Gemeinschaft der Kinder Gottes auf Erden, durch alle Jahrhunderte für die edelsten und größten Zwecke gekämpft und alle zu demselben Kampfe aufgerufen hätte!

Ein häßlichstes Wort spukt in ‚Dichtung und Wahrheit‘: „Es kommt alles darauf an, daß man glaube. Was man glaube, ist völlig gleichgültig.“

Und noch 1813, am 6. Januar, schreibt er an Jakobi: „Ich für mich kann, bei den mannigfachen Richtungen meines Lebens, nicht an einer Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, so ist auch dafür schon gesorgt!“

Zur Entschuldigung läßt sich nun freilich manches anführen: Einmal war er im Religiösen doch eigentlich schlecht unterrichtet. Die fromme Bibelfreudigkeit, die ihm seine Mutter beibrachte, reichte nicht hin, dem Glaubensleben ein festes Fundament zu geben. Bei der Beichte vor seiner Konfirmation erfuhr er eine folgenschwerste Enttäuschung: Der alte Geistliche blieb ihm auf seine Schwierigkeiten jedwede Antwort schuldig. Zeit- lebens verlangte ihn tiefinnerlich nach einer erleichternden Beichte.

— Die tollen Leipziger Jahre erstickten das Bißchen Religiosität in seiner Seele erst recht.

Auf seiner Rückreise von Straßburg bezauberte ihn das Antiken-Museum in Darmstadt. Wohl hatte in Straßburg Herder ihm religiöse Anregung gegeben und stand Goethe dort im Banne der katholischen Gotik. Allein Herder, selber ein unklarer Kopf, konnte seinem Zögling keinen klaren bestimmten Gottesbegriff verschaffen. In der Folge beschäftigte sich Goethe eine Zeitlang mit der Theodizee des großen Leibniz. Doch den rein geistigen Gott, den dieser predigte, vermochte Goethe nicht zu fassen; ihm war das Göttliche zu sehr mit der Natur verhaftet. So kam es, daß er mehr Spinoza und dessen pantheistischen Ideen zuneigte.

Fast möchte man mit Goethe Erbarmen haben. Wäre er in katholischer Umwelt herangewachsen und wäre ihm hier das Licht der göttlichen Offenbarung in ihrer ganzen Klarheit und Wahrheit aufgegangen — wer weiß, vielleicht würde er (ja, bei seinem mächtigen Drang, eine vollendete Persönlichkeit zu werden, wohl sicher) ein kühner Träger und Kündler der katholischen Weltanschauung geworden sein.

Auch so müssen wir seine demütige Hingabe an „eine höhere Macht“ bewundern, „die unser Schicksal lenkt“.

Und offen hat er es ausgesprochen: „Alle Epochen der Welt- und Menschengeschichte, in denen der Glaube herrschte, waren glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt, während die Perioden des Unglaubens ein kümmerliches Dasein fristeten.“

So wunderbar verstehend und sinnreich hat kein Nichtkatholik unsere sieben hl. Sakramente ausgelegt, wie es Goethe im 7. Buche von ‚Dichtung und Wahrheit‘ tut.

Er fand auch schönste Worte für die Evangelien. Das Bingenener Rochusfest hätte von keinem Katholiken pietätvoller geschildert werden können; dabei gibt er die ganze Predigt eines einfachen Landpfarrers beinahe wortwörtlich wieder.

Bemerkenswert ist, was er von Einsiedeln urteilt: „Es muß erste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immerbrennendes, leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Scharen mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern, um an dieser hl. Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden.“

Auf seiner ‚Iphigenie‘ liegt der Schimmer einer Heiligen. In Bologna hatte er „ein kostbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild“ der hl. Agatha, von Raffael, gefunden. „Ich habe mir“, so erzählte er, „die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiste meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte“. — Vom hl. Philipp

Neri meint er, diesen habe ganz die Maxime des hl. Bernhard durchdrungen: „Spernere mundum . . . die Welt verachten und doch niemand verachten; sich selbst verachten und verachtet zu werden, nicht achten“.

Dies und vieles andere mag jenen Domherrn aus dem Kreise der Fürstin Gallitzin zu dem Ausspruch über Goethe veranlaßt haben: „Man könnte glauben, daß dieser Mensch religiös, ja katholisch wäre.“

Man machte Goethe, und sicher nicht mit Unrecht, den Vorwurf, Faust spazierte, nach seinem Zweifler- und Sünderleben, am Schlusse gar so leicht hin in den Himmel hinein. Der Dichter muß es offenbar selbst empfunden haben; denn am 6. Juni 1831 äußerte er sich gerade hierüber zu Eckermann: „Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade“. Man wäre geneigt, diese — zwar für ‚Faust‘ nicht zureichende — Selbstkorrektur als eine solche zu einem Briefe aus dem Jahre 1822 anzusehen. Damals hatte die edle Gräfin Auguste Stolberg nach Weimar geschrieben und Goethe flehentlich gemahnt, er möchte sich doch dem Glauben an den persönlichen Gott zuwenden. Sein Antwortschreiben bedeutete eine Ablehnung, die in den leisen Spott ausklang: „In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen . . .“

* * *

Wir sehen: in Goethes Wesen ist, bei allem Adel; eine tiefe Zwiespältigkeit — fast wie in der modernen Seele. Darum liegt es auf der Hand: Die moderne Seele kann an ihm nicht gesunden, wenigstens nicht an seiner religiösen Verfassung; noch weniger, um dies nur anzudeuten, an jenem Teil von Goethes Leben, der seine Beziehungen zu den Frauen aufzeigt.

Außer diesen Bereichen, steht er groß da und hatte er Größtes zu sagen, nicht zuletzt der Jungmännerwelt. Im ‚Westöstlichen Diwan‘ und überhaupt durch alle seine Schriften zerstreut, finden sich köstliche Erfahrungs- und Weisheitssätze, die in hohem Grade zu fruchtbarer Selbsterziehung anregen. Von seiner ‚Italienischen Reise‘ schrieb er heim: „Ich habe glückliche Menschen kennen gelernt, die es nur sind, weil sie ganz sind.“ Auch sonst steht ihm fest: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist die Persönlichkeit,“ der harmonische, der ausgeglichene Mensch! In den ‚Wanderjahren‘ redet er einer dreifachen Ehrfurcht das Wort: der Ehrfurcht vor dem Göttlichen, der Ehrfurcht vor dem Mitmenschen und der Ehrfurcht vor der tieferen Natur und allem, was leidet. — In den ‚Wahlverwandtschaften‘ ist ihm die Ehe „der Anfang und der Gipfel der

Kultur, das heiligste und unauflöslichste Band“ — eine Predigt, die gerade unsere Zeit wohl brauchen könnte; wie auch, was folgt:

O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen:
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünsche finden.
O! laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer,
was uns und unser Volk erhalten kann,
mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!

Mh.

L. P.

Die Instituts- und Kongregationskapelle in Vergangenheit und Gegenwart.

Als unsere Vorfahren, die aus Wettingen vertriebenen Mönche, 1854 in Mehrerau einzogen, fanden sie an Stelle der Kirche einen Schutthaufen. Bis zur Vollendung der jetzigen Kirche wurde der alte Bibliotheksraum im Kloster für die Abhaltung des Gottesdienstes verwendet. Mit der Neubesiedlung des Klosters wurde auch eine Schule eröffnet. Zum Gottesdienst im Kloster fanden sich auch die Studenten ein. Doch sah man sich bald veranlaßt, im Schulgebäude einen Raum herzurichten, wo die Zöglinge gemeinsam Morgen- und Abendgebet halten konnten. Wie mir der Senior unseres Hauses, P. Gregor Müller, sagte, war es das kleine Zimmerchen (jetzt Musikzimmer) gleich beim Treppenaufgang vom Theatersaal her. Die Einrichtung war mehr als ärmlich, keine Bänke mit Lehnen oder Sitzen, sondern nur ganz einfache Knieschemelchen.

Weil die Zahl der Studenten sich mehrte, war man gezwungen, ein größeres Zimmer für diesen Zweck einzurichten, und zwar wurde gleich das Zimmer links nebenan (Doppelmusikzimmer) dazu gewählt und mit einem kleinen Altar¹ geschmückt. Da am 1. Juni 1868 im Kolleg eine Marianische Kongregation errichtet wurde, diente diese provisorische Hauskapelle auch für die Kongregationsversammlungen und Feierlichkeiten.

Aber bald schon dachte man an die Errichtung einer Kongregationskapelle. Ein hierzu geeignetes Lokal war bald gefunden. Dagegen fehlte es am nötigen Geld, um die Kosten zur Herstellung zu decken. Doch der damalige Subprior und erste Präses, der

1. Jetzt in der Krankenkapelle des Klosters.

spätere Abt Maurus und der Präfekt der Anstalt, der nachmalige Bischof Dominikus Willi, verstanden es, gütige und mildtätige Spender zu finden. Die neue Kapelle lag ebenerdig auf der Vorderhofseite und hatte vier Fenster, umfaßte also einen Teil des jetzigen äußeren Speisesaales.² Der Bau ging nicht so rasch vor-



Altar der 1. Kongregationskapelle 1868 - 1869.

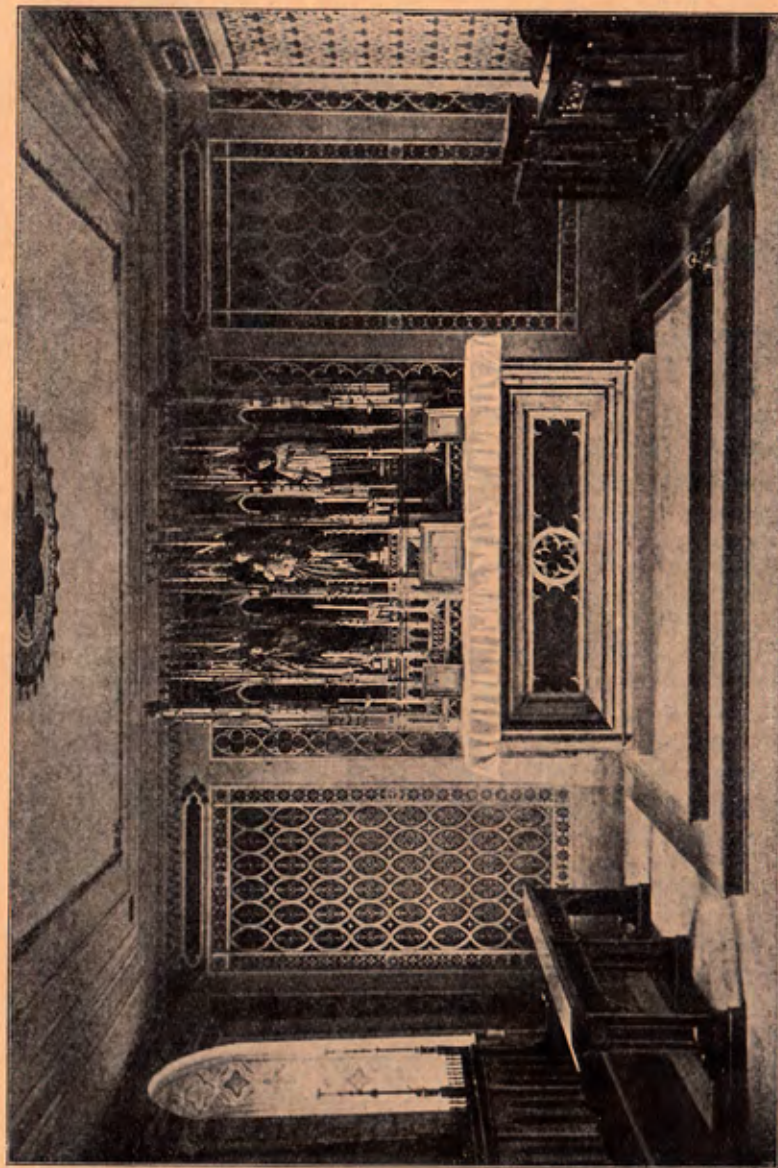
an als man erwartet hatte. Abt Martin konnte endlich am 1. Februar 1869 die feierliche Benediktion der Kapelle vornehmen und feierte auch zum erstenmal die hl. Messe darin. Der Altar war von einem Jesuitenbruder in Feldkirch angefertigt und von Herrn Maler Ludescher aus Rankweil gefaßt worden. Am folgenden Tage, Maria Lichtmeß, fand die erste gemeinsame hl. Kommunion der Studenten im neuen Marienheiligtum statt. Das St. Josephsfest

2. Bis zum Umbau 1928 waren noch die oberen Teile der farbigen Fenster zu sehen und bei Durchbruch einer Mauer kam bei dieser Gelegenheit auch die alte Malerei wieder zum Vorschein.

brachte die erste feierliche Aufnahme in die Kongregation. Besondere Feierlichkeit umgab das erste Aloisiusfest in der neuen Kapelle. Der Präses P. Maurus hielt die Festpredigt, worauf der hochwst. Abt Martin ein Hochamt zelebrierte, während welchem die meisten Zöglinge die hl. Kommunion empfingen.³ Die Kapelle blieb so bis 1885.⁴

Schon im Februar 1884 war der Plan zur Erweiterung des Schulgebäudes gefaßt worden. Auf der Grundlage des vom Baumeister Huttler von Bregenz aufgenommenen Grundrisses legte der Prior P. Dominikus Willi, der als langjähriger Präfekt mit den Bedürfnissen der Anstalt gut bekannt war, eine detaillierte Einteilung des ganzen Schulgebäudes vor. Zur Geltung kamen nachstehende Grundsätze: Lichte Räume und Treppen, die Studiensäle sollen so gebaut werden, daß man nie gezwungen ist, durch dieselben zu gehen, um in einen andern Teil des Hauses zu gelangen, sie sollen also an die Enden des Gebäudes verlegt werden. Die eigentlichen Schullokale sollen der leichteren Aufsicht wegen im einzigen Mittelstock ihren Platz finden. Nur wegen des Anbaues (Kapelle, Theatersaal usw.) war man noch nicht ganz einig. Es handelte sich darum, ob man den Bau in gerader Richtung gegen den See fortsetzen, oder ob man nicht ein Rechteck gegen Westen bauen sollte. Der Baumeister sprach sich für letzteren Plan aus, weil der Dachstuhl fester, der Anbau etwas schmaler werde und die Front gegen den Hof einen schönen Abschluß erhalte. Abt Maurus blieb neutral, weil er nur auf die Kapelle dachte. P. Prior war gegen den zweiten Plan, denn beim Querbau erhalte die Kapelle und der darunter eingerichtete Studiensaal nur nachmittags Sonne, beide kämen nach Norden zu liegen, seien dem Nordwind ausgesetzt und die Krankenzimmer hätten keine Aussicht auf den See und seien unfreundlich. Man einigte sich, daß der Bau in gerader Linie fortgesetzt werde, so daß die Kapelle eine Länge von ungefähr 20 Meter und eine Breite von 14 Meter erhielt. Bald wurde auch die Frage aufgeworfen, ob man in der Kapelle für den Altar einen erkerartigen Ausbau machen oder statt des Altaraufsatzes ein größeres Glasgemälde anbringen solle. Doch diese Frage war bald entschieden, weil der Abt weder einen Ausbau, noch ein größeres Fenster wollte, weil das Auge dadurch nur geblendet würde. Die alte romanische Basilika, wie schon das Portal andeutet, diene zum Vorbild und was unter den gegebenen Verhältnissen geschehen konnte, ward geleistet. Am 30. März 1885, nachmittags 4 Uhr, wurde der Grundstein zum Anbau des Kollegiums, also auch für die Kapelle gelegt. Das Fundament ward bis zur Wasserlinie, d. h. bis zum Kieslager gegraben. Langsam, aber sicher gings voran

3. Das Dekret mit der Erlaubnis das Allerheiligste in der Kapelle aufbewahren zu dürfen, ist datiert vom 1. März 1869. — 4. Der Altar befindet sich jetzt im Betsaal der Laienbrüder.



Zweite Kongregationskapelle 1869 – 1885.

mit dem Bau. Der Dachstuhl hätte nach dem Plan abgewalmt werden sollen, ähnlich wie bei der jetzigen landwirtschaftlichen Schule, was aber für eine Empore ungünstig gewesen wäre. Diese Form wäre sicherlich nach außen schöner gewesen, die jetzige ist praktischer, fester und einfacher. Am 28. Mai prangte das gezielte Tännchen auf dem First des aufgerichteten Daches. Alle

Handwerker halfen nun zusammen und flott schritt die Arbeit voran, obwohl die Steinhauerarbeiten, die nicht zur rechten Zeit geliefert wurden, eine Verzögerung brachten. Die sehr schönen Fenster lieferte die Glasmalerei-Firma Geyling in Wien. Den Winter über konnte nur teilweise gearbeitet werden. Der Altar, die Kredenzische, die Säulenkapitäl, das Portal, die Schnitzereien an der Decke sind Werke des Kunstschreiners Josef Bertsch von Dormettingen (Wttbg.). Die Parquettscheiben für die Altarstufen stammen vom früheren Hochaltar der Klosterkirche. Die Ausmalung besorgte der bekannte Historienmaler F. X. Kolb von Ellwangen. Am 7. November 1886 wurde zum ersten Male die Kongregationsversammlung in der neuen Kapelle gehalten. Laut Urkunde fand erst am 15. März 1888 die feierliche Einweihung der Kapelle durch Abt Maurus statt. Im Frühjahr 1889 wurde die Orgel von der Firma Gebr. Mayer in Feldkirch erstellt. Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte erhielt die Kapelle manche Bereicherung, Ausschmückung und Ergänzung: so einen Turm mit 3 Glöcklein, der leider 1928 unschön verkürzt ward; die Glocken mußten im Kriege abgeliefert werden; eine große Krippe, eine schöne Kommunionbank, die Sakristei bekam manch wertvolles Stück. Über einen Schatz, der in der letzten Zeit der Kapelle übergeben wurde, will ich ausführlich berichten.

In Nummer 54 dieser Zeitschrift war eine kurze Abhandlung über die hl. Leiber in unserer Klosterkirche. Im November v. J. mußte der Altar im Querschiff auf der Seeseite wegen Baufälligkei beseitigt werden. An seine Stelle kam der Sakramentsaltar, der früher in der Mitte stand. Schon längst hatte ich den Gedanken, die Gebeine des hl. Knaben Konstantin für die Studentenkapelle zu erbitten. Jetzt war eine günstige Gelegenheit. Der hochwst. Abt Kassian schenkte den hl. Leib der Kongregationskapelle. In den Weihnachtsferien wurden die hl. Gebeine an ihren neuen Ruheort übertragen. Es dürfte von Interesse sein, etwas Geschichtliches über diese Reliquien zu erfahren.

Die Gebeine des hl. Knaben Konstantin kamen anfangs Januar 1881 hieher. Ein Mitglied des hiesigen Konventes holte sie damals persönlich in der ehemaligen Klosterkirche der Benediktiner in Rheinau (Schweiz) ab. Diese Reliquien waren schon vor Jahren vom letzten Pfarrer aus dem Kloster Rheinau, P. Pirmin, der Mehrerau versprochen worden und der letzte Abt, Leodegar Ineichen, der seit der Aufhebung seines Stiftes in Schänis lebte, gab die Erlaubnis zur Erwerbung. Als P. Pirmin starb, stockte die Angelegenheit. Abt Maurus Kalkum wandte sich 1880 wiederholt an der Pfarrer Johann Georg Crufer in Rheinau, um diese kostbare Reliquie zu erhalten. Der Herr Pfarrer hatte guten Willen, mußte jedoch die Erlaubnis des Kirchenrates und der Züricher Regierung haben, die endlich gegen Zahlung von 400 Fr. an die rheinäische Kirchenkasse einlangte. Die Gebeine dieses Heiligen sind noch

vollständig erhalten und stammen aus Rom. Früher waren sie im ehemaligen Benediktinerinnenkloster Amtenhausen⁵ in Baden. Die Katakomben weisen zahlreiche Martyrer auf, die unter Kaiser Septimius Severus Blut und Leben für Christus hingaben. Zu den Opfern dieser Periode gehörte auch der Knabe Konstantin, der in Rom den Martyrertod erlitt. Mit den Reliquien kam hieher auch der Stein, der einst auf das Grab des Heiligen in den Katakomben gesetzt war, eine Platte aus weißem Marmor. Oben auf derselben ist das Christus Monogramm eingegraben, von Palmzweigen umschlossen, darunter folgt die lateinische Inschrift, die den hl. Konstantin als einen im Jahre 206 gemarterten Knaben bezeichnet. Auch die Lampe, die man in seinem Katakombengrab fand, ist noch dabei. Die hl. Gebeine wurden dem Kloster Thalbach in Bregenz zur Neufassung übergeben, verblieben aber mehrere Jahre dort, weil man vor Vollendung der Renovierung und Restauration der Klosterkirche die Überführung nicht halten wollte.

Längst waren die Reliquien des jugendlichen hl. Konstantin kostbar gefaßt und man hatte nur auf eine günstige Gelegenheit zur Übertragung nach Mehrerau gewartet. Diese ergab sich anläßlich der 10. Generalversammlung des Vorarlberger Cäcilienvereines, die am 16. Juli 1885 in unserem Kloster gehalten wurde. Am Vortage sollte die Übertragung stattfinden. P. Prior Dominikus Willi, der spätere Abt von Marienstatt und Bischof von Limburg, hat in seinem Tagebuch genaue Aufzeichnungen hinterlassen. Am 15. Juli, nachmittags 1 Uhr begaben sich die Zöglinge mit fünf Patres nach Thalbach, wo die Reliquien in der Kirche ausgestellt waren. Um 2 Uhr setzte sich die Prozession in Bewegung und nahm den Weg durch die Kirch-, Bahnhof- und Mehrerauerstraße in nachstehender Ordnung: Kreuzträger mit Akolythen, die Zöglinge mit ihrer Fahne, die Schulknaben von Bregenz und Vorkloster mit Fahnen, die Schulknaben von Bregenz und Vorkloster, weißgekleidete Schulknaben und Jungfrauen von Bregenz und Vorkloster alle mit Palmen und Lilien, Rauchfaßträger, die hl. Reliquien getragen von vier Patres und Studenten, der hochw. Herr Dekan Prutscher, der die Prozession leitete, und die hochw. Geistlichkeit von Bregenz, zum Schluß die übrigen Andächtigen. Als die Prozession um 3 Uhr in die Nähe des Klosters kam, wurde mit allen Glocken geläutet. Der Konvent (5 Patres in roten Levitenkleidern, die andern Patres und die geistl. Gäste in roten Meßgewändern) gingen der Prozession entgegen. Der hochwst. Weihbischof Dr. Zobl von Feldkirch und Abt Maurus mit Inful und Stab empfingen die hl. Reliquien beim ersten Triumphbogen am Hofeingang, geleiteten sie unter Absingung des „Benediktus“ in die Kirche, wo die hl. Gebeine auf einem Thron über der Gruft niedergestellt wurden. P.

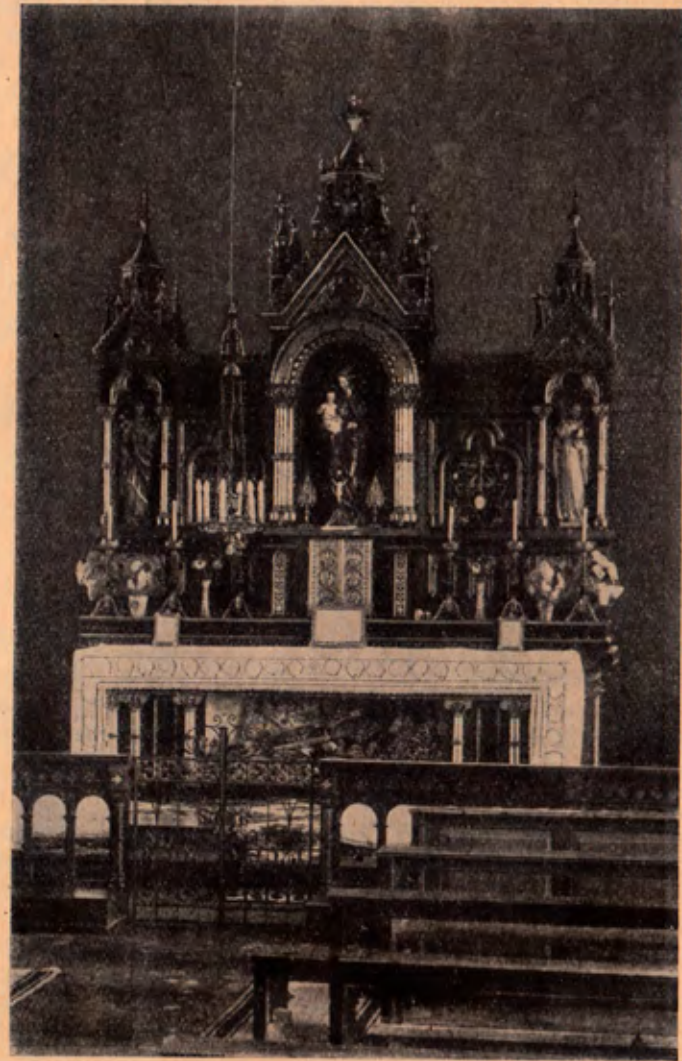
5. Gegründet 1102 vom ersten Abt Theoger (1088—1118 in St. Georgen im Schwarzwald, aufgehoben 1803.

Benedikt O. Cap. hielt eine Lobrede auf den Heiligen. Nach der Predigt wurde das Magnifikat gesungen und währenddessen die Reliquien im Josefsaltar beigesetzt. Die ganze Feier schloß mit sakramentalem Segen. Später hat der Chronist noch hinzugefügt: Die Prozession war anfangs herrlich. Fast alle Schulkinder von Bregenz und Umgebung, die gerade Schulschluß hatten, darunter 200 weißgekleidete Mädchen, nahmen Teil daran. An der Straße hatte sich eine große Volksmenge eingefunden. Leider überfiel beim Bahnhof ein furchtbares Wetter die Prozession, so daß die weißgekleideten Mädchen und Jungfrauen sich zurückziehen mußten. Die übrigen, darunter mehrere Geistliche und die Kapuziner von Bregenz hielten tapfer stand und zum Glück heiterte sich der Himmel bald wieder auf. Die Übertragung dieser Reliquien war ohne Zweifel eine Geist und Herz erhebende Feier zur Verherrlichung Gottes in seinen Heiligen.

Auch über die früheren Schicksale der Gebeine des hl. Konstantin kann ich dank der Liebenswürdigkeit des fürstl. Fürstenbergischen Archivrates Dr. Barth in Donaueschingen einigen Aufschluß geben. Im Jahre 1736 kamen sie von Rom in das damalige Benediktinerinnenkloster Amtenhausen, Amt Engen in Baden. Über diese Übertragung hat das alte Protokollbuch des Klosters folgende Bemerkung: „Den 19. Aprilis 1736 ist Ihro Hochw. Herr Pater Franciscus Gaysser mit dem Verwalter Anton Rehm und Lucas Som nacher Petershausen gereyst, umb den heyl. Leib Romani Martiris Constantini abzueholen, welcher den 22. darauff bey früher Nachmittagszeit glücklich nacher Zimmeren⁶ ist gebracht worden, allwo derselbe von dem Amtenhauser Convent mit einer Music ist empfangen und von 6 Priestern und Begleydung vieles Volckhes mit Creutz und Fahnen und beständiger Music in hiesiges Gotteshaus mit aller Solennitet getragen worden.“ Etwas über hundert Jahre blieben die hl. Gebeine in diesem Kloster, das am Anfang des letzten Jahrhunderts der allgemeinen Säkularisation zum Opfer fiel und dem Fürsten von Fürstenberg zugesprochen wurde. Die Klosterfrauen durften bleiben und die Kirche weiter benützen. Aus dem Bericht des fürstl. Revisors Hochweber vernehmen wir, daß der Prior von Rheinau den Wunsch geäußert habe, falls die Kirche von Amtenhausen aufhören sollte, wenigstens zwei oder je nach Umständen alle drei hl. Leiber für die Klöster Rheinau und Einsiedeln anzukaufen.⁷ In der Nacht vom 30./31. Juli 1844 wurde in die Amtenhauserkirche eingebrochen und an der Reliquie des hl. Konstantin ein Diebstahl begangen. Der Bericht hierüber hat folgenden Wortlaut: „An dem 2. Kreuzstocke des Kirchenlanghauses ist die unterste Querstange des das Fenster schützenden Gitters weggerissen, das Fenster eingedrückt, an dem linken Seitenaltar, nachdem vorher zwei Scheiben eingeschlagen waren, der

6. Zimmern bei Immendingen. — 7. 24. Juni 1844.

Kopf des hl. Konstantin vom Leibe abgerissen und der Schmuck an Kopf, Hand und Brust weggenommen worden. Auf dem Hochaltar wie auf dem andern Seitenaltar sah man Spuren von



Kongregationsaltar mit dem hl. Leib.

Fußritzen, im übrigen aber alles in der ganzen Kirche unverrückt geblieben. Die Mühe des Frevlers wurde schlecht belohnt und die Angst, die derselbe haben mochte, karg bezahlt. Der ganze Wert des Entwendeten in einiger Goldstickerei, falschen Fingerringen,

Perlen usw. bestehend, wird schwerlich den Betrag von 3 fl erreichen.“ Nach dem Einbruch brachte man die Reliquien in ein Zimmer zur Aufbewahrung.

Der ehemalige Beichtvater in Amtenhausen, P. Isidor Larcher, schrieb an Regierungs-Direktor Hubert Dilger: „Ich vermeine, daß noch Hoffnung seye, die bey meinem Abschied von dort schon erbetenen hl. Reliquien der hl. Vinzenz, Clemens, Constantin und das Haupt des hl. Benedikt Mart.“ noch könnten von mir Unterzeichneten erhalten werden. An Ew. Hochwohlgeb. erlaube mir nun unterthänigste Bitte einzureichen, Hochselbe möchten doch bey dem durchlauchtigsten Fürsten das kraftvollste Vorwort anbringen, daß mir von Seiner angestammten fürstl. Freygebigkeit die vorgemeldten Reliquien huldvollst übergeben werden. Diese hl. Gabe wäre für meine bald vollendeten Lebensjahre (80) die reichhaltigste Quelle des Frohsinns hinieden und der beseligenden Hoffnung für das Jenseits. Fest also und vertrauensvoll ist meine innigste Bitte auf das hohe Vorwort Ew. Hochwohlgeb. . . .“ Am 12. Oktober 1845 kam P. Isidor Larcher selbst nach Amtenhausen um die genannten Reliquien persönlich in Empfang zu nehmen, denn das Rentamt zu Immendingen hatte vom Fürsten den Auftrag, sie unverzüglich auszufolgen. Der längst gehegte Wunsch P. Isidors war jetzt in Erfüllung gegangen und voller Freude brachte er diese kostbaren Schätze in sein Kloster. Im Jahre 1862 wurde das Benediktinerkloster Rheinau aufgehoben, die Klosterkirche ward Pfarrkirche, wo die Gebeine der hl. Vinzenz und Klemens sich noch befinden, während der hl. Konstantin 1881 hieher überführt, zuerst in unserer Kirche unter dem Herz-Jesu-Altar ein Ruheplätzlein fand, bis er Ende Dezember v. J. in das schöne Heiligtum Mariens im Kollegium Sti. Bernardi übertragen wurde, um der studierenden Jugend Vorbild, Lehrmeister und Patron zu sein.

Als die Zöglinge aus den Weihnachtsferien in die Anstalt zurückkehrten, fanden sie diese Bereicherung der Kapelle vor und am folgenden Sonntag wurde der neue Patron in der Nachmittagsansprache gefeiert. Zum Schlusse möchte ich noch das Wort des hl. Asterius anführen: „Mit Recht schmücken wir auf würdige Weise die Leiber der hl. Martyrer und bewahren sie als Güter von hohem Werte. Durch sie werden wir ja gestärkt, durch sie wird die Kirche beschützt wie eine Stadt, beschirmt wie von einem bewaffneten Kriegsheer.“ P. Ldgr. W.

8. 11. Juli 1845. — 9. Auch in unserer Kapelle war früher ein Haupt Sti. Benedicti Martyris; es kam dann auf den Altar des hl. Alberich in die Klosterkirche. Vor ein paar Jahren wurde es dem Benediktinerkloster Conception in Nordamerika geschenkt. Ob es auch von Rheinau stammte?

Auf der Reise zu den Indianern.

Von P. Alberich Maucher O. Cist.

(Fortsetzung.)

In Montevideo (Uruguays Hauptstadt) lacht Frau Sonne wieder mit ganzem Gesicht. Eine feine, moderne Stadt scheint Montevideo zu sein und sehenswert; darum wandern wir vormittags hinein, ein genußreicher Spaziergang. — Am Nachmittag benützen wir das Auto zu einer Fahrt durch die schöne Stadt. Karnevalstimmung herrscht. Eine kostspielige, aber auch kunstvolle elektrische Beleuchtung der Hauptstraßen ist für die Karnevalsächte geschaffen. Große Bögen mit 1000 und aber 1000 farbigen elektrischen Birnen sind über die Straße gespannt. Frohes Leben! — Die letzte Nacht auf der „Werra“. Morgen ist „der Tag des Herrn“ Sonntag. Zum letzten Mal lese ich in aller Frühe die heilige Messe auf dem Schiffe. Etwa um 7 Uhr haben wir das Ziel der schönen Meerfahrt erreicht, wir landen in der großen Hafenstadt Buenos Aires. Ein letzter Händedruck zum Abschied allen lieben Schiffsbekannten, dem liebenswürdigen Kapitän, der uns vor Sturm bewahrt hat, dem Dienstpersonal, von dem mir manche gute Freunde geworden sind. Die Paßangelegenheiten und sonstigen Dinge sind gestern schon erledigt worden, also nun rasch aus der uns zur Heimat gewordenen „Werra“, hinab ins Zollgebäude. Da hat ein jeder noch die liebe Not bis seine sieben Sachen in Ordnung sind. Buenos Aires soll die ausgedehnteste Stadt der Erde sein, muß demnach ein ordentliches Trumm von Flächeninhalt umfassen. Während der Autofahrt durch die Stadt eilt das Auge flüchtig durch schier endlose Haupt- und Nebenstraßen. Ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden fahren wir vom Bahnhof weg, bis wir endlich bei den deutschen Schwestern ausgeladen werden. Im Heim dieser Schwestern, die eine Schule leiten, eine Woche Aufenthalt. Warum so lange! Erstens ist Karneval. Der wird hier gewissenhaft mit größtmöglicher Arbeitsunterlassung auch in öffentlichen Ämtern (z. B. Beförderung der Bahnfracht) und mit Lustbarkeit gefeiert. Einen beträchtlichen Teil unsres Reisegepäcks aber wollten wir doch mitnehmen, also hieß es: Tee, nein, Wein trinken und abwarten. Zweitens hat vor kurzem ein gewaltiger Regen die Erde gelockert und das Bahngleise auf beträchtlicher Strecke mit Erdrutsch bedeckt. Auch die bestgewillte Lokomotive kann nicht über solch große Erdmassen steigen. Also müssen wir nochmals warten und Wein trinken, aber doch nicht so, wie Noe selig, der zwar nicht in Buenos Aires auf den Zug wartete, aber zu viel Weinzüge in sein Inneres beförderte.

Etlche Fahrten auf der Tram während der Aufenthaltstage lassen uns die große Ausdehnung der Millionenstadt erkennen. Moderne Prachtbauten, Luxus hier, dort Schmutz und Armseligkeit (wie halt in jeder Großstadt.) Karneval auch in Buenos Aires. Überall begegnen dir Masken, meistens Kindermasken in oft sehr reizenden, hübschen Kostümen. Einige große, schöne Kirchen besuchen wir auch. Liebe Aufnahme finden wir bei den Redemptoristen und den Steyler Patres. In einer Nacht tobt der nervöse Gewittergott schon ganz absonderlich und der griesgrämige Regengott preßt die Regenwolken wie einen vollgesaugten Badeschwamm aus, so daß am andern Morgen ganze Stadtteile unter Wasser stehen. Eine eigene Rasse, diese Götter.

Mein Lieber, obwohl Buenos Aires so fürchterlich groß ist und ich noch so manches erzählen könnte, mache ich doch Schluß. Wir wollen mitsammen auf einem Autobus an den Bahnhof, wo sich unser Gepäck bereits eingefunden hat. Jetzt mußt du dich halt 4 Tage und 4 Nächte im Eisenbahnwagen einkasteln. „Apolo“ ist noch grauselig weit weg. Ja, sperr nur deine Augen auf und schau mich an wie ein böhmisches Fragezeichen — weit mußt du mit mir fahren. — Die Lokomotive rennt mit ihren 7 Wagen samt lebendem und totem Inhalt viele, viele Stunden lang die argentinische Ebene dahin. Die Waggon sind zwar nicht schlechte, „zwitterne“ Kästen, etwa bessere Viehwagen, ne, sie sind ganz schön und sehen fast nobel her, aber nach unserem Geschmack sind sie doch männiglich unbequem, unpraktisch. In einem 3. Klasse-Wagen österreichischer Garnitur fühlst du dich wohler und behaglicher als in diesen argentinischen Schlafwagen und in den gepolsterten 1. Klassewagen. Daß man in Argentinien nicht mehr deutsch spricht sondern spanisch, das konnten deine Ohren schon in Buenos Aires wahrnehmen. — Fremdes Land, fremde Gegend, fremde Vegetation eilt draußen an uns vorbei. Hie und da hält ein weltverlassenes Stättchen den Zug auf; größere Orte sind selten. Aber wir müssen schauen, daß wir weiter kommen! Nachts halte ich mich im Schlafabteil im „Juchhe“ oben auf, du kannst meinetwegen in der unteren Pritsche schlafen und die zweite Stimme schnarchen. Der Zug schafft sich weiter unaufhörlich. Schwer atmet seine eiserne Brust mit seinem feuerglühenden Herzen; gleich einem Hochtouristen muß er bergsteigen. In Buenos Aires stand der Zug fast auf Meereshöhe. Als bald nach der argentinischen Ebene geht es mit dem Bergsteigen an, hoch, sehr hoch hinauf in die bolivianische Hochebene durch romantisch zerklüftetes, zerrissenes Bergland. Keuchend schnauft das eiserne Zugtier, es ist wahrlich fast nicht mehr zum „dermachen“, auf 4000 Meter Höhe und manchmal sogar noch darüber. Noch ist der einzige, aber ziemlich steile Tunnel zu überwinden, dann aber steht unser „Zügle“ stolz oben und beginnt dahinzusausen schier

wie ein tolles Wildpferd, wenn nicht gerade Kurven in weiten Schleifen ein langsames Fahren verlangen. In Argentinien und Bolivien fabrizieren scheint's die Fabriken überflüssig viel Schokolade. Da schau nur zum Fenster hinaus! Herrschaft, da fließen ja ganze Bäche und Flüsse von dieser braunen Schokoladebrühe. Leider ist diese Brühe nur Schlamm und sieht doch so schokoladig-schön aus.

Manche Stationen haben wir passiert. Kleine, auch einige bedeutendere Indianerdörfer des Stammes der Aimara haben Parade gestanden und im Vorbeifahren begrüßt. Die ersten waschenden und waschbedürftigen Indianer aber haben wir erst hier auf der Hochebene von Bolivien gesehen. — Siehst du auch dort die kuriosen Viecher?

Es sind nicht Schafe, obwohl sie an Größe und Wollhaaren diesen gleichen, es sind auch nicht Kamele trotz des langen Halses. Das sind die Lamas der bolivianischen Hochebene, bald einzeln, bald zu wenigen Stücken und dann wieder in großen Herden, die vor der herauf fauchenden Maschine davonsprengen. Philosophisch ist ihr Geschau. Auch Esel — naturechte, vierbeinige, langohrige — machen sich in gemessener Distanz wie die Lamas ihre „eigenen Gedanken“ beim Anblick des sausenden Eisenbahnzuges. — Rechts und links, nach vorn und im Rücken dehnt sich eine fast endlose Ebene. Eine Art Heidegesträuch in spärlichen Büscheln wächst darauf, dann wechseln wieder nach langen Strecken Schlammflächen, tiefe Erdfurchen, Seen — weit, weit vorn, einige 100 Kilometer vorn, reckt eine gewaltige Gebirgskette — die Kordilleren. Ich denke, du weißt noch vom Geographieunterricht her, was mit den Kordilleren ist. Im Flachland unten brütete im Waggon die Hitze, hier oben aber kriecht dir manchmal hübsch kühl die Kälte in die Knochen, obwohl der Himmel blaut und die Sonne scheint.

25. Februar, Mittwoch, etwa 2 Uhr nachmittags. Den Himmel verhängen trübe Wolken, der Zug hält oben im Altipland (bolivian. Hochebene um La Paz herum 4000 Meter hoch gelegen.) Wenn du aussteigst und etwas vorgehst, dann breitet sich vor dir ein Talkessel aus, drin behaglich Boliviens Hauptstadt „La Paz“ ruht, etwa 400 Meter tiefer als der Ort, auf dem du stehst. Aber glaube ja nicht, daß wir in den nächsten fünf Minuten schon unten am Bahnhof aussteigen können, so nahe die Stadt auch zu sein scheint. Fast noch $\frac{3}{4}$ Stunden fährt der Zug in großen, langezogenen Schleifen um die Stadt herum, bis wir endlich feststehen und den Wagen, froh der überstandenen Fahrerei, verlassen können, natürlich auch mit den 7 Zwetschken, die wir in Buenos Aires eingeladen haben. Am Bahnhof begrüßen uns herzlich P. Theobald Kabelka aus Stift Wilhering (Oberösterreich), P. Raimund Hillbrand aus Stift Rein (Steiermark) und P. Pio Denz, Pfarrer in Irgendwo in der großen Diözese La Paz. Allen diesen drei lieben Mitbrüdern ist „Apolo“ gut bekannt. Fragst du sie aber nach Apolo, dann

öffnen sie den Mund und sagen nichts, verraten dir nichts. Apolo mußt du selbst finden. Gell, das ist aber schon sehr blöde. — Wieder werden wir in Autos verpackt und in die Stadt gefahren, wo wir beim hochwürdigsten Herrn Bischof August Seiffert ungefähr drei Wochen zu Gaste sind. Während dieser langen Tage wirst du „Apolo“ nicht zu Gesichte bekommen, weil Apolo kein Museumsstück ist. Du heiliger Zyprian! meinst du. Ja, mein Lieber, wir sind in Bolivien, wo es immer wieder heißt: Paciencia — Geduld! Hier geht alles langsamer, hie und da geht es auch gar nicht, wo es gehen sollte. Tröste und gedulde dich also, deine Paciencia — Geduld muß dehnbar sein wie ein neugekauftes Gummistrumpfband! Wir bringen diese drei Wochen in La Paz schon um und erleben allerhand für Aug und Ohr, erleben schöne, gemütliche, lehrreiche Stunden im bischöflichen Palais. Dieses Palais umschließt etwa zehn größere und kleinere und ganz kleine Zimmer, die Hauskapelle mitgezählt. Vielleicht ist dein eigenes Heim in Europa schöner und wohnlicher als der „Palast“ des Bischofs von La Paz, der nur Erdgeschoß hat. — Die Stadt sieht etwas modern aus, trägt aber für uns doch wieder fremdes Gepräge. Neben schönen Anlagen, öffentlichen Plätzen, sauberen Straßen haben auch Schmutz und Unreinlichkeit an Menschen und an und in Häusern und Gassen ihr verjährtes Recht. Manch schöne Kirche besuchen wir, durchstreifen Straßen und Gassen auf und ab. Der Weg zum Bischof hinauf steigt steil an, da muß ich im Gehen arg schnaufen und hie und da ein Weilchen stehen bleiben, denn bei 3600 Meter Höhe ist die Luft dünner als in der Heimat mit nur etlichen 300 bis 400 Meter Meereshöhe. — Im „Hamburgerhof“ kehren wir ein paarmal ein, sintemalen ein oder zwei Glas Bier und ein paar Wiener-Würstel mit Senf und Weißbrot der Besuche wert sind für einen deutschen Magen. Viele Pflastertreter auf den Straßen und auf den Bänken. Was dir besonders auffallen mag, das sind die vielen Indianermänner und -weiber (Aimara) in ihren eigenartigen, buntfarbigen, schönen Trachten. Die Indianerweiber bedecken ihre pechschwarzhaarigen Köpfe mit steifen, hellgrauen Filzhüten, die sie aber in der Kirche abnehmen, obwohl der Apostel Paulus deutlich genug sagt, die Frauen sollen in der Kirche bedeckten Hauptes sein. Auf dem Rücken hängt den Indianerinnen gewöhnlich ein großes Tuchbündel. Inhalt allerlei, was man in der Stadt einkauft, auch kleine Kinder, die drollig und putzig hinter Mutters Rücken in die Vorderwelt gucken. So etwas erspart einen Kinderwagen und das ermüdende Tragen der Kinder auf den Armen. Geht also die Mutter aus und will sie das Kind nicht zu Hause lassen, dann packt sie es eben in ein solches „Binkel“ ein und schwingt es sich auf den Buckel. Die Indianerweiber hocken meist auf dem Boden, an den Straßenrändern, auf den Türschwelen. Durch die Straßen fahren nicht bloß Trams, Autos und anderes Räderwerk, da und dort begegnet dir auch eine kleine

Herde der philosophisch schauenden Lamas mit Lasten beladen. Auch arme, verlotterte, aber fröhliche Jugend rennt und schreit umher in einer Art Kleider, deren Hauptbestandteile Löcher zu sein scheinen, an die man größere und kleinere Lappen als Zierstücke geheftet hat, Farbe: internationaler Schmutz. Man sieht aber auch viele Schuljugend in sauberer Kleidung dahergehen, Damen und Herren in noblem Staate, ungeschminkt und frisch angestrichen wie so ziemlich überall auf der rollenden Erdkugel. — Nationale Festlichkeiten spielen sich vor unsern Augen ab: die Begrüßung des neugewählten Präsidenten der Republik im Regierungspalast: erste pomphafte Versammlung des neuen Parlamentes, jedesmal mit großer Aufmachung: Militärparade, Militärmusik, Diplomatenaufmarsch, riesige Menschenmenge. Wir wohnen der Bischofsweihe eines Franziskanerpaters, und zwar eines Württembergers aus Heilbronn bei. Der päpstliche Nuntius weihte ihn zum Missionsbischof im Beni-Gebiet (nordöstliches Gebiet von Bolivien). Zwei Bischöfe assistieren bei der heiligen Handlung. Der nur noch ganz kurze Zeit amtierende Diktator von Bolivien, Presidente Galinda (Katholik, jetzt meines Wissens Gesandter Boliviens am Hl. Stuhl) verfolgt andächtig und ernst in Militäruniform die sinnvollen religiösen Zeremonien der Bischofsweihe. Auch viele andere Regierungsleute (Militär und Zivil) und Diplomaten der verschiedenen Länder haben sich im Dome eingefunden. — An einem Sonntag fahren wir auf der Tram weit hinaus in einen Vorort von La Paz, nach Obrajes, zu den lieben Passionistenpatres, ich glaube, sie feiern Kirchweihfest. Schönes Kirchlein. Viel Indianervolk, Weiber und Kinder, hocken sie sich zur Messe und Andacht auf den Boden. Vom Hinterchor herab erfreut sich unser Auge wieder an dem bunten Farbenspiel der Indianerinnenkleider. Hüte haben sie abgenommen und meist den Schleier über den Kopf gezogen. Die kleinen Kinder auf dem Boden oder auf dem Rücken der Beterinnen betätigen sich vielfach mit außerliturgischen Handlungen, „singen“ öfters nach Noten, wie sie weder im Choral noch in anderer Kirchenmusik üblich sind und in diesem unliturgischen „Gesang“ höre ich am liebsten die langen Pausen.

An einem Tage zieht ein Militärauto uns als Begleiter eines Jesuitenpaters hinauf auf den Altiplano, auf dem sich eine Militärflugstation befindet. Wetter-, Wind-, Sonnen- und andere Beobachtungsapparate zeigt und erklärt uns der Offizier. Das alles ist sehr interessant. Der Staat beabsichtigt einen regelmäßigen Flugverkehr zwischen La Paz und der Hauptstadt in der Provinz Caupolican einzurichten, wohin zu diesem Zwecke auch einige der erklärten Apparate gebracht werden sollten.

Öfters machen wir Besuche bei den sehr liebenswürdigen Redemptoristenpatres im Kloster San Juan de Dios (St. Johann von Gott), von denen P. Juan uns in aufopfernster Weise und in stets guter Laune in allen möglichen Anliegen behilflich ist. Ein anderer

Pater schrieb ein lehrreiches Bücherl: „Mit dem Missionskreuz durch Boliviens Urwald“.

Manch andere Angelegenheit gibt es, deretwegen wir des öfteren in die Stadt hinunter gehen und so vergeht ein Tag nach dem andern. Der eigentliche Grund unsres langen Aufenthaltes in La Paz ist die Frage des Weiterweges nach unserm Apolo. Dort hin führen von La Paz zwei Wege. Der eine brächte uns in die Nähe des Titicacasees, ließe ihn aber links liegen und böge östlich zu dem riesigen Kordilleregebirge nach dem Ort und Fluß Mapiri um. Der Mapirifluß ist breit und tief. Vor kurzem aber hat starkes Hochwasser die Brücke weggerissen und bis diese durch eine neue ersetzt wäre, flösse noch viel Wasser und Zeit dahin und wir könnten uns derweil in La Paz das Bürgerrecht erwerben. So entschließen wir uns für den andern Weg. Aber mein Lieber, in Bolivien mußt du dir von dem Worte „Weg“ stets praktisch merken, dieser „Weg“ ist kein Weg.

Wir sitzen in einem etwas geräumigen Auto unter anderen Leuten, zusammen etwa ein Dutzend Beinpaare. An den Innenseiten laufen zwei lange, harte Holzbänke, keine Polster drauf. Außer uns halten sich noch etliche Kisten, Päckchen, Fäßlein und sonstiges Zeug auf. Tuuu! tuuu! schreit das Automobil und schnurrt und die „Wilde Jagd“ (nicht nach Bürger) geht los. Mit vieler Anstrengung rennt es hinauf von 3600 auf 4000 Meter und erreicht den Altiplano über Geröll und gefurchte Pfade, die hier wenigstens noch wegartig sind. Große Schlangenwege erleichtern dem Auto das Ansteigen. Im Hindergrund der Stadt zieht in der Ferne ein Gebirgszug, schneebedeckt, dahin. Wie ein Kommandant steht der Riesenschneeberg Illimqui mit über 7000 Meter Höhe am Anfange der wuchtigen Bergreihe. (Fortsetzung folgt.)

Was uns heuer die Fastnacht brachte.

Ein recht zügiges Stück von Greif: „Konradin, der letzte Hohenstaufe“. Schon vor Weihnachten waren bereits die Rollen vergeben, denn man mußte mit Hochdruck arbeiten, war doch die Fastnacht heuer besonders früh. Zudem war die Probezeit noch durch die Weihnachtsferien um ein beträchtliches verkürzt. Aber wir schafften es. Spielleitung und Spieler leisteten etwas Großes und bereits am 29. Jänner traten wir vor die Öffentlichkeit und, was die Hauptsache ist — wir gefielen. Bei jedesmal vollem Hause konnten wir in der Folge noch dreimal das Stück wiederholen und ernteten nur Worte des Lobes. Mehreraus Theaterruf war also auch für 1931/32 wieder gerettet. Wir können mit Zeitungsberichten im „Vorarlberger Volksblatt“ und der „Landeszeitung“ aufwarten.

Erlaube mir, Ib. Leser, daß ich Dich kurz in den Gang der Handlung einführe. Du hast im ersten Akt den Schloßpark zu Arbon am Bodensee vor Dir. Konradin und sein Freund Friedrich von Österreich sind dort bei Hermann von Hürnheim zu Gast und träumen voll Jugendmut und Tatendrang von einer Südländsfahrt, um altes Vätergut der Staufeu wieder zurückzuerobern, das Karl von Anjou als König von Neapel in fester Hand hielt und nicht preisgeben wollte. Die Fahrt nach dem Süden wird bald Wirklichkeit, da staufische Anhänger aus Italien kommen und den jungen, unerfahrenen Konradin trotz ernster Warnungen seitens seines Lehrers Eberhard, Bischof v. Konstanz, und seines Stiefvaters und Onkels so für sein Krongut jenseits der Alpen begeistern, daß er ihnen sein Wort verpfändet. Im zweiten Akt bist Du bereits im Lager Konradins in Verona. Wie schnell sich alles dort drängt. Es mangelt an ruhiger, stiller Überlegung des jungen Staufenfalken, er will in Höhen sich schwingen, für die er noch nicht flügge ist. Auch in Verona fehlt es nicht an Mahnern, aber sie finden kein williges Ohr bei Konradin, der weit mehr auf das Freundeswort des tatenlustigen Friedrich hört. Deutsche Treue und Rechlichkeit kehren zum größten Teil in die Heimat zurück, welsche Berater drängen sich fortan um Konradin und beginnen ihr selbstsüchtiges Netz zu weben, in das sich der vertrauensselige Staufe nur zu bald verstricken sollte. Frangipani, Herr von Astura, spielt dabei die Hauptrolle. Nach einer stürmischen Huldigung in Rom bist Du im dritten Akt aufs Schlachtfeld von Tagliacozzo versetzt. Zwei grimmige Feinde stehen sich gegenüber, Konradin, der rechtmäßige Erbe von Neapel und Karl von Anjou, der um keinen Preis auf Neapels Thron verzichten will. Mächtig wogt der Kampf, schon scheint das Kriegsglück ganz für Konradin zu sein, da stürzt ihn eine List des Gegners ins Verderben. Man merkt im Lager des Anjou wohin sich der Sieg neigen will, da zieht sich Karl aus dem Schlachtgetümmel zurück und Heinrich von Cousseu stürmt in des Königs Tracht in die kämpfenden Reihen und fällt. Darüber nun unbeschreiblicher Jubel im Heere des Staufeu. Alles gibt sich der Plünderung hin, Wein und Geld haben bald jede Ordnung gelöst. Da greift Karl von Anjou wieder ein, die Fahne des Kriegsglückes hat sich jäh gewendet. Konradins Heer ist zersprengt, die tapfersten seiner Krieger tot oder gefangen und der junge König selbst mit Friedrich v. Österreich auf der Flucht. Doch sollte ihnen diese nicht gelingen, Frangipanis Niederträchtigkeit spielt sie beide in die Hände des blutgierigen König Karl. Die folgenden zwei Akte befassen sich mit Konradins und seiner Getreuen Verurteilung und der Vollstreckung dieses Urteils. Herrliche Szenen entrollen sich da vor unsern Augen voll Rührung und Tragik aber auch voll von Gemeinheit. Nicht Gerechtigkeit und rechtlicher Sinn leiten den Prozeß, sondern Leidenschaft und Willkür. Und wo diese herrschen, muß natürlich das Recht unterliegen. Konradin und seine

Gefährten sterben auf dem Schafott. Vor Jahresfrist etwa waren sie voll froher Hoffnung und größter Siegeszuversicht nach dem Süden gezogen und schon nach wenigen Monden ruhten sie alle im Grab, das Herz bis zum letzten Schlag der deutschen Heimat zugewandt, die sie erst jetzt in Leid und Not als wahre Heimat erkannten.

Kein Wunder, daß viele Tränen flossen. Es war ein Stück mit viel Seele und tiefem Gemüt, das von den Spielern gut erfaßt und gegeben wurde und deshalb auch mit durchschlagendem Erfolg über die Bühne ging. Spielleitung und Spielern unser Dank für die schönen und lehrreichen Stunden bei Greifs „Konradin“ in unserm Theatersaal.

Aus dem Kollegium.

Liebe Altmehrerauer! Nach längerem Schweigen greife ich wiederum zur Feder, um Euch aus dem Kollegium und von uns ein wenig zu erzählen. Da muß ich allerdings weit ausholen, liegt doch ein Zeitraum von vier Monaten zwischen meinem heutigen und dem letzten Brief.

Weihnachten war es im Kollegiums- und Schulbetrieb geworden. Wir freuten uns längst darauf und rüsteten im stillen auf unsre Ferienfahrt. Manch einer träumte wohl auch bereits von Krippe und Christbaum im Elternhaus. Am 20. Dezember rief uns ganz unerwartet die Kollegiumsglocke zu einer Weihnachtsfeier in den Theatersaal. Gesang, Theater und Musik wechselten dort reichlich und brachten uns in echte Weihnachtsstimmung, die noch erhöht wurde, als wir am Abend in den Speisesaal traten. Lagen doch an jedem Platz ein duftiges Tannenzweiglein, ein schöner Weihnachtsgruß in Form eines sinnigen Gedichtes und eine Menge leckerer Süßigkeiten. Der Weihnachtsengel war also schon sichtbar und fühlbar durchs Kollegium geschritten. Drei Tage darauf enteiltten wir froh aus Schule und Haus in die Arme der Eltern und Geschwister, nachdem wir am Abend zuvor bereits dem Christkind in der Krippe unserer Kapelle die erste Aufwartung gemacht hatten. — Weihnachtsferien bis zum 7. Jänner folgten. Schöne Stunden, inhaltsschwere Tage, in denen wir uns wirklich von all den Schulstrapazen erholen konnten. Leider hat der Witterungsumschlag bald nach den Festtagen manch ski- und rodel-frohen Jüngling mehr als ihm lieb war, ans warme Zimmer gebannt. „Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen!“ und „Alles Irdische hat ein Ende!“ so dachte ich mir, als ich unter Mutters sorglicher Hand mein Bündel wieder schnürte. Und ehe ich mich versah, stand ich bereits auf dem regentriefenden Bahnhof in Bregenz. Wir auteten natürlich. Wer wollte auch seine neuen

Halbschuhe am ersten Tage schon beschmutzen? Daheim wäre dies ja noch gegangen, wo mütterlich fühlende Schwestern oder andere dienende Geister solche Geschäfte besorgten, aber kotige Schuhe im Kolleg, das hieß soviel wie selber putzen. — Einige Stunden frohen Beisammenseins, Gedankenaustausch und schon ging's unter Stillschweigen zum Nachtgebet. Zellentüren schlossen sich, Vorhänge rauschten, das Nachtlicht blitzte auf, Präfektenschritte verhallten, Betten krachten. Da und dort ein Husten. Man war noch wach. Ach, „es wär so schön gewesen!“ Mählich berührte der Schlaf doch die Lider. Ich jagte eben in stürmischer Traumfahrt mit meinem Rodel über den eisigen Hang unter dem Elternhaus, da — eines Glöckleins heller Klang. Wie jäh doch die Wirklichkeit auch den schönsten Traum zerstört! Erst dachte ich mir: „Läute mein Glöcklein nur zu!“ Aber des Glöckleins heller Klang wurde immer eindringlicher und schriller und ruhte nicht, bis ich dem warmen Bett entstieg war. Nach Ferientagen sollte immer ein Ausschlaf mit unbegrenzten Möglichkeiten bewilligt werden. Doch Spaß beiseite, ernste Tage setzten ein, denn es galt in wenigen Wochen das erste Halbjahr günstig abzuschließen. Zudem war ein großer Teil der Freizeit mit Proben für das Faschingstheater ausgefüllt. — Angenehme Abwechslung in diesen heißen Tagen bot der Tonfilm „Vermuntwerke“ dem wir alle in Bregenz beiwohnten. An der Hand herrlicher Bilder wurden wir in das Werden des gewaltigen Werkes deutscher Technik im vorarlbergischen Oberland eingeführt. Noch ein zweitesmal sahen wir einen Tonfilm über die Leinwand gehen. Diesmal war es das Stück „General York“, eine Persönlichkeit aus den Freiheitskämpfen vor hundert Jahren. Bewunderten wir im ersten Film deutsche Technik, dann galt im „General York“ unsere Bewunderung vornehmlich deutscher Treue und Rechtschaffenheit. — In diese Zeit fällt auch der Vortrag des Altmehrerauer-Akademikers Wolfgang Hirn über seine Erlebnisse als Mitglied der St. Vinzenz-Konferenz in Wien. Der Redner verstand es in Sprache und Inhalt den Vortrag so interessant zu gestalten, daß wir ihm durch fast 1½ Stunden gerne folgten. — Am 13. Februar vormittags 10 Uhr schlossen sich bei herrlichem Rodelwetter die Pforten des ersten Semesters. Gleich nach Tisch zog ein großer Teil unserer Musensöhne mit Rodel oder Ski zum Pfänder, um sich für etliche Stunden dem langersehten Wintersport hingeben zu können. Noch öfters war es in der Folge möglich, in Partien in die Berge zu gehen, um unsre neuen Kollegiumsrodel zu erproben. Andere zogen es vor, sich am See bei Eislauf oder Eisschießen zu ergötzen, wozu sich reichlich Gelegenheit bot und ein schönes Gelände zur Verfügung stand. — Die Faschingstage führten eine Menschenmenge nach Mehrerau, wie sonst nur selten einmal. Bei immer vollbesetztem Hause ging Greifs „Konradin, der letzte Hohenstaufe“ über die Bretter. Stück und Spieler fanden bei allen Aufführungen nur Worte des Lobes und der An-

erkennung. — Die Fastenzeit war stiller eifriger Arbeit gewidmet. Doch gab es auch hier wieder lichte Augenblicke. Am St. Josefstag schwuren etwa 30 der Unsrigen der Kongregationskönigin ewige Treue. Einige Tage früher zog eine größere Anzahl mit P. Regens nach Bregenz, um sich Goethes Faust I. Teil, gegeben von der württembergischen Landesbühne, anzusehen und etwas später durften wir in der neuen Mariahilfkirche zu Vorkloster dem Oratorium von Jakob Obweger „Die Passion“ lauschen. Auch unser verehrter Herr Landesschulinspektor Dr. Heinrich Winsauer, selbst einst Zögling der Anstalt, beehrte uns mit einem Lichtbildervortrag über Sibirien, das der werthe Redner in langen Gefangenensjahren während des Weltkrieges kennengelernt hatte. Dem überaus lehrreichen Vortrag folgte groß und klein mit größtem Interesse. Leider war das hochehrwürdige Küchenpersonal beim Vortrag nicht anwesend und somit ist die russische Suppe, deren Rezept der hohe Redner angab, noch bis zur Stunde ausständig. — Ostern kam. Wir sahen frohen Herzens den Festtagen entgegen. Wie alljährlich zogen die Maturanten auf achttägigen Urlaub heim zu Müttern, um sich für die letzte Etappe vor dem großen Treffen Mitte Mai und für dieses selbst zu stärken und zu wappnen. Die jüngeren Semester verblichen einstweilen noch im Kolleg, wo sich ihnen in der Karwochen- und Osterliturgie Seele und Herz erquickende Lichtblicke in die Schönheit des Kirchenjahres boten. Dann zog auch ein großer Teil von ihnen zu einem kurzen Besuch heimwärts. Doch bereits am Mittwoch nach Ostern waren wir wieder alle versammelt. Um etwaige Heimwehgedanken zu verscheuchen, rollte im Theatersaal ein Film über die Italienreise (Wien-Venedig-Florenz-Rom) der österreichischen Mittelschüler. — Am gleichen Tage war das Wiesengelände längs der Klostermauer Sammelplatz einer bedeutenden Menschenmenge. Ein junger Flieger erprobte sein neues Segelflugzeug. Natürlich waren wir auch dabei und hielten das startende und fliegende Ding in allen möglichen Stellungen in unsern Knipskästen fest. Hoffentlich findet sich auch später wieder Gelegenheit vom neuen Sportplatz zu erzählen. — Eine Schar Auserwählter zog am Abend des 5. April ins „Deutsche Haus“ nach Bregenz, um einer inhaltsreichen und schönen Goethe-Haydn-Feier der Bregenzer Gymnasiasten beizuwohnen. Allgemein gingen wir 14 Tage später in Haydns Oratorium „Die vier Jahreszeiten“, das vom Kirchenchor in Bregenz aufgeführt wurde. — Unsere Goethe-Feier fand am 13. April im Theatersaal statt und wies folgendes Programm auf:

1. Ouverture von Händel.
2. Festrede von Prof. P. Leonhard Peter O. Cist.
3. Aus „Faust“ I., 1. Szene.
4. „Gefunden“ (Deklamation).
5. „Ufm Bergli“ (Lied).

6. „Der Totentanz“ (Ballade).
7. „Der Erlkönig“ (Ballade in Musik von Schubert).
8. „Huldigung an Goethe“ (Gedicht).
9. „Wanderers Nachtlied“ (für gem. Chor von Schubert).

Du siehst, ein reichhaltiges Programm, aber auch schön und genußreich. Nur eine Unannehmlichkeit hing dem Goethetag an. Den ganzen Vormittag waren wir ans Zimmer gebannt, denn ein winterlicher Flockentanz wirbelte vom Himmel und hüllte alles in weiß. So mußte leider der geplante Morgenspaziergang — es war ja schulfrei — unterbleiben.

Jetzt bin ich am Ende meines Briefes, lb. Altmehrerauer. Nicht wahr, wir haben gar Vieles und Schönes erlebt und gewiß ist Dir beim Lesen meiner Zeilen manche Erinnerung an glückliche, sonnige Tage im Kollegium aufgestiegen. Nun rüsten wir uns bereits langsam für den Schulschluß, denn die Wochen fliegen nur so dahin. Doch vorher schreibe ich Dir noch einmal.

Mit herzlichem Gruß

Dein

Jungmehrerauer.

Unsere Toten.

Casagrande Gustav: Er war ein Sohn des Etschtales und der Mehrerau bis zuletzt treu ergeben, obwohl er nur ein Jahr 1898/99 in unserer Mitte weilte. Später wandte er sich dem Postfach zu und führte mit seinem alten Mütterlein ein glückliches Dasein als Oberpostmeister in Oberbozen. Da griff der Tod mit rauher Hand in das stille Glück und zerstörte es in wenigen Monaten. Erst 52jährig hatte Gustav ein Nierenleiden befallen, zu dem sich Kopfgrippe und Hirnhautentzündung gesellten. Bereits am 27. November letzten Jahres wurde er im Tode seiner über 80 Jahre zählenden Mutter entrissen. Auf seinen Grabstein darf man schreiben: einfach und still, gut und fromm.

Nebel Pankrätius: Der HH. Pfarrer Pankrätius Nebel in Petzenhausen bei Landsberg am Lech ist am 16. Dezember vorigen Jahres im 35. Jahre seines Priestertums gestorben (Zögling 1886/87). Er war geboren am 3. Mai 1869 in Ramsach bei Landsberg am Lech. Die Gymnasialstudien machte er in Sankt Stephan zu Augsburg (5 Jahre) in Mehrerau (1 Jahr) und absolvierte in Ravensburg. Theologie studierte er in Dillingen (Donau), wo er die Priesterweihe am 25. Juli 1897 erhielt. Nachdem er als Kaplan in Inchenhofen und in Seeg bei Füssen, als Pfarrprovisor in

Altenmünster, als Pfarrvikar daselbst und in Althegnenberg verwendet worden war, wurde er 1903 Pfarrer in Schwifting und am 26. August 1920 Pfarrer in Petzenhausen am Lech. Seit November 1930 litt er an Leberkrebs und Rückenmark. Wiewohl er oft furchtbare Schmerzen auszuhalten hatte, klagte er nie, sodaß seine Mitbrüder ihn einen Märtyrer nannten. Er verschied gottergeben, ruhig und sanft, aber unerwartet am 16. Dezember 1931. Er war sehr beliebt, besonders bei den Armen, denen er fast alles geschenkt hatte. Die letzte Ehre erwiesen ihm 25 Priester und etwa 1000 Angehörige der eigenen Pfarrei und der Nachbarpfarreien ungeachtet der herrschenden großen Kälte. Wir Mitglieder des Alt-Mehrerauerbundes wollen ihm ein treues Andenken bewahren und seiner im Gebete gedenken.

Fischer.

Grünling Karl: Unser lieber Karl Grünling ist nicht mehr; des Todes kalte Hand hat ihn jäh und unerwartet seiner Familie und der „Brisgovia“ entrissen. Am 29. Dezember vergangenen Jahres wurde er in Staufeu, wo er als Beamter des Freiburger Arbeitsamtes die Unterstützungsgelder an die Arbeitslosen auszuzahlen hatte während des Mittagessens von einem Gehirnschlag getroffen und mußte den Seinen, die er am Morgen froh und mit Scherzworten verlassen hatte, gelähmt und bewußtlos heimgebracht werden. Am Neujahrstag, als die Glocke der nahen St. Konradskirche am Mittag den Angelus läutete, verschied er, ohne das Bewußtsein nochmals erlangt zu haben, nach Empfang der letzten Ölung.

Karl Grünling wurde am 23. Mai 1870 als Sohn des Arztes Dr. Josef Grünling in Ettlingen (Baden) geboren; schon mit fünf Jahren verlor er seinen Vater und als zwölfjähriger Junge stand er an der Bahre seiner Mutter und wuchs von da ab als Vollwaise bei fremden Leuten auf. In der Mehrerau besuchte er in den Jahren 1882/84 die damalige Realschule. Nach vollendeter kaufmännischer Lehre, zog er als junger Kaufmann hinaus in die Fremde, um die Welt aus eigenem Anschauen kennen zu lernen. Zweimal fuhr er im Dienste des Norddeutschen Lloyd nach der Neuen Welt, nach Newyork und Baltimore. Wieder in sein liebes Badnerlände heimgekehrt, wählte er sich unser schönes Freiburg als zweite Heimat und verheiratete sich 1905 mit Carola Friedrich. Doch schon im Oktober 1918, als in Freiburg die unheimliche Grippe wütete, wurde sie ihm entrissen. Während des Krieges und in schweren Jahren der Nachkriegszeit arbeitete er aushilfsweise bei verschiedenen Beamten auf dem Freiburger Rathaus; erst im Januar 1924 gelang es Grünling nach vielen Versuchen und herben Enttäuschungen wieder eine sichere Anstellung als Kassenbuchhalter beim hiesigen Arbeitsamt zu finden. Bei seinem vorgerückten Alter war es für ihn recht schwer, wieder irgendwo unterzukommen; doch auch in diesen schweren, enttäuschungsreichen und kummervollen Jahren ließ er nie mutlos und

verdrossen den Kopf hängen. Mehr als ein Jahrzehnt besorgte er seit dem frühen Heimgange seiner Gemahlin neben seinen beruflichen Arbeiten auch noch den ganzen Haushalt, bis er, endlich wieder sicheren Boden unter den Füßen, sich mit Else Dietlicher verheiratete, um seinem heranwachsenden Jungen wieder eine Mutter zu geben. Doch nur ein paar ganz kurze Jahrlein konnte er sich des innigersehnten Familienglückes und des beruflichen Geborgenseins erfreuen. Er ahnte es nicht, daß man ihn so bald an der noch am Sonntag vor seinem Tode von ihm bestimmten Stelle auf dem Familiengrab seiner Schwiegereltern zur letzten Ruhe betten würde; ja, er ärgerte sich, als seine Schwiegermutter bei diesem Gräberbesuch immer vom Sterben redete. Und nun hat ihn ein grausames Geschick in diesen schweren Notzeiten heimgeholt aus einem Leben, das ihm wenig Freuden bot, aus einem Leben das ihn narrete und schikanierte, das ihm so viele harte Stunden brachte. Doch seine Frohnatur verließ ihn nie; er zeigte immer ein frohes Gesicht, in das die vielen Sorgen und Kümmernisse schon manche Falte eingegraben hatten. Grünling war ein treuer Brisgove und uns allen ein lieber hilfsbereiter Freund. Nun ruht er, betrauert von seiner Gattin und seinem Sohne, auf dem Freiburger Friedhof unter einer alten Tanne, ganz in der Nähe des schmucken Sees. Obwohl seine Angehörigen ihn in aller Stille und Einfachheit beerdigen lassen wollten, begleitete ihn unser Postdirektor Fischer auf seinem letzten Gang und ließ als der Brisgoven letzten Gruß einen Kranz an seinem Sarge niederlegen. Seine Sangesbrüder vom Gesangverein „Concordia“, dem er 24 Jahre als aktives Mitglied angehörte, ehrten ihn durch feierlich-ernsten Grabgesang; auch die Beamten des städtischen Arbeitsamtes erwiesen ihrem pflichtgetreuen Mitarbeiter fast vollzählig die letzte Ehre. Er aber ruhe in Gott, an den er geglaubt, auf den er gehofft und dem er als gerader katholischer Mann in treuer Erfüllung seiner religiösen Verpflichtungen gedient hatte. Ich bin sicher, daß er auf die Fürsprache Marias, der er sich einst in Mehrerau geweiht hatte und der er treu blieb, einen gnädigen und barmherzigen Richter und Herrgott gefunden hat. Er ruhe nun aus in Gottes ewigen Frieden. Wir Brisgoven aber werden unsern lieben Grünling nicht vergessen.

Federer.

Bernhard Xaver: Eine bekannte Persönlichkeit in Bregenz und Umgebung. Vom Jahre 1892/94 war er Zögling unserer Realschule. In späteren Jahren widmete er sich dem Gastwesen und brachte es dank seiner Umsicht und Tatkraft zu Wohlstand und Ansehen. Er war ein strebsamer Mann und voll Frohsinn, obwohl ihm herbe Schicksalsschläge nicht erspart geblieben sind. Am 21. Februar schied er aus dem Leben.

Pexa Fr. Wigand: Noch in der letzten Nummer unserer Zeitschrift konnten wir über den Eintritt von drei Altmehrerauern in das berühmte Cistercienserkloster Heiligenkreuz bei

Wien berichten, heute gehört einer von ihnen zu „Unsern Toten“: Konrad (Fr. Wigand) Pexa. Die Cistercienser-Chronik berichtet über den lieben Verstorbenen wie folgt:

„Am Herz-Jesu-Freitag, den 4. März 1932 rief Gott die Seele unseres Chornovizen, Fr. Wigand Pexa, zu sich. Geläutert durch bitteres Leiden, gestärkt durch die hl. Sakramente schied sie von uns, als eben die Glocke zum abendlichen Chorgebete erklang. So bitter der Trennungsschmerz gewesen, so wehe das Leid in die Seele geschnitten, so trostreich leuchtete der Gedanke, daß unser lieber Frater Wigand als besonderes Gnadenkind Gottes die Parusie des Herrn erwartete.

Sein Lebenslauf ist bald erzählt. Am 18. Jänner 1912 zu Wien geboren, war ihm in die Wiege das Los einer einsamen Kindheit gelegt. Der Vater starb als Opfer des Krieges, der Mutter brachen Kummer und Sorge das Herz. Ein Volksspruch sagt, daß Waisenkinder einen besonders guten Schutzengel haben. Bei Konrad, so war Fr. Wigand in der Welt genannt, war es so. Nach einiger Zeit, die seine Seele schier verkümmern ließ, fand er im Waisenhaus des Stiftes Heiligenkreuz Aufnahme, wo sein Bruder bereits das Kleid der Cistercienser trug. 1925 durfte er das Studium beginnen. Eiserner Wille und zäher Fleiß krönten seine Mühen mit stets vorzüglichem Erfolg. Mit der Liebe zum Studium erwachte auch die Liebe zum Kloster. Als der Gnadenruf Gottes ihn zur engeren Nachfolge rief, da horchte er freudig auf diese Stimme und kannte von nun an kein anderes Ziel, als Priester und Mönch zu werden. Im Herbst 1928 wurde Konrad nach Mehrerau gesandt, die Studien fortzusetzen. Nach Vollendung der sechsten Klasse bat er in Heiligenkreuz um Aufnahme. Zum ersten Male wurde sie einem Sextaner gewährt und so empfing Konrad am 19. August 1931 das weiße Kleid der Novizen unter dem Namen des seligen Priors Wigand von Waldsassen.

Glühende Begeisterung für den Orden und das Waldtkloster des hl. Leopold, innige Liebe zum Berufe, verbunden mit tiefem Ernst und sonniger Fröhlichkeit zeichneten den jungen Novizen aus. Doch der Blütenfrühling klösterlichen Lebens sollte nicht lange dauern. Ein zweites: „Komm und folge mir nach!“ machte ihm ein Ende, diesmal nicht ein sanfter Lockruf, sondern ein harter Befehl. Ungefähr drei Wochen nach der Einkleidung vertauschte Fr. Wigand das Noviziat mit der Krankenzelle. Ein tückisches Lungenleiden war zum Ausbruch gelangt. Es folgten Wochen unsagbaren Leidens. Stunden innerer Trostlosigkeit wechselten mit Stunden körperlicher Qualen. Die Seele rang sich durch. Vom 19. Februar an, da dem Kranken die hl. Sterbesakramente gereicht wurden, war sein Ziel mehr himmelwärts gerichtet. Er nahm nun endgültig Abschied von der Gesundheit, von der Arbeit, vom Studium, vom Chorgebet, vom eigenen Leib, der immer schwächer wurde, aber nicht von Glaube und Hoffnung, von Liebe

und dem Gebete bis zum letzten Atemzuge. Am Schlusse seines Lebens konnte Fr. Wigand mit dem Psalmisten beten: „Du hast mich gehalten an der rechten Hand und nach Deinem Ratschlusse geleitet und mich in Ehren aufgenommen. Was wollte ich auch im Himmel und was suchte ich auf Erden außer Dir? Nun schwindele dahin mein Leib und mein Herz, Du aber bist der Gott meines Herzens und mein Teil in Ewigkeit.“ (Ps. 72.)

Vom hochwürdigsten Herrn Abt aus Mehrerau hatte Fr. Wigand ein Kreuzweggebet erhalten. Fast jede Nacht wurde es bei Kerzenschein gebetet. Zu Beginn des Monats März errichteten die Novizen nach seinem Plane einen Hausaltar des hl. Josef. Täglich wurde abends gesungen und Gebete verrichtet, die der Kranke selbst verfaßt hatte. Endlich schlug die Stunde der Erlösung von langer Pein. Am Herz-Jesu-Freitag empfing er zum letzten Male das Himmelsbrot und gegen halb 6 Uhr abends begann der Todeskampf. Mit matter Stimme bat der Sterbende um die Sterbegebete. Wir nahmen Abschied und mit brechendem Auge gab Fr. Wigand uns das Versprechen, vom Himmel aus ein Schutzengel seines Klosters zu sein. Mit dem Kreuze in der Hand vollbrachte er die große Tat, die wir Sterben nennen, und ließ uns zurück in tiefer Ergriffenheit. Montag, den 7. März trugen wir ihn nach dem feierlichen Requiem hinaus auf den Gottesacker, begleitet von vielen Freunden und Betern. Sein Andenken, es sei in Segen!“

Behmann Josef: Im schönsten Mannesalter verschied am Mittag des 5. März in unserm Sanatorium Herr Orgelbauer Josef Behmann nach langem und schmerzlichem Leiden. Das Kollegium zählte ihn in den Jahren 1893/95 zu seinen Schülern und Zöglingen. Im Geschäft seines tüchtigen Vaters hatte er reichlich Gelegenheit sich in seinem Fache auszubilden und er tat dies auch und war somit dem alternden Vater eine große und willkommene Hilfe. Leider warf ihn schon vor längerer Zeit ein tückisches Leiden aufs Krankenlager, das unverkennbar seinen Tod herbeiführen mußte. Dieser traf ihn aber auch nicht unvorbereitet. Gestärkt durch den Empfang der hl. Sakramente und sein Kongregationsband seit vielen Tagen um den Hals gelegt, erwartete er ihn in voller Ergebung in Gottes heiligen Willen. Mit ihm ist ein fachtüchtiger und allseits geehrter Mann aus dem Leben geschieden.

Rhomberg Julius: Einer von unsern ältern Zöglingen und schon zu Beginn der Achzigerjahre im Kollegium. Bei einem Besuch in Gargellen, Vorarlberg, wo er einige Urlaubstage verbringen wollte, hat ihn der Tod plötzlich hinweggerafft. Das „Vorarlberger Volksblatt“ widmet ihm nachstehende Zeilen: „Heute wurde unter großer Teilnahme Herr Kommerzialrat Julius Rhomberg, Fabriksbesitzer, im 62. Lebensjahre auf dem Friedhofe in Dornbirn zur letzten Ruhe gebettet. Rhomberg ging vor wenigen

Tagen, um sich etwas zu erholen, nach Gargellen. Dort starb er am Sonntag unerwartet rasch und wurde dann nach Dornbirn überführt. Wer hätte geahnt, daß der Mann so plötzlich mitten aus dem Leben, in welchem er durch vier Jahrzehnte in der Leitung der Firma Herrburger u. Rhomberg mit Umsicht und Energie tätig war, herausgerissen würde? Seine Schaffenskraft war anerkannt. Er war Verwaltungsrats-Mitglied der Vorarlberger Landes-Elektrizitäts-Aktiengesellschaft, ferner durch Jahre in leitender Stellung beim Vorarlberger Industriellenverbande, sowie Mitglied der Industriellen Bezirkskommission in Bregenz. Ferner war er auch im Verwaltungsrate der elektrischen Bahn Dornbirn-Lustenau und gehörte durch Jahre dem Kuratorium der Wohltätigkeitsanstalt in Valduna an. Als Privatmann hatte er seine Freude an der Landwirtschaft, besaß eine modern betriebene Oekonomie und Viehzucht und betätigte sich auch in diesen Organisationen. Mit Julius Rhomberg verliert Dornbirn einen zielbewußten, arbeitsfreudigen, angesehenen Bürger.“

Personalien:

Alt Josef, St. Ingbert, Rheinpfalz, 1905/07, P. Odilo O. S. B., Prior in der Benediktiner-Abtei St. Benedikt Louisiana U. S. A.

Frey Friedrich, Bonndorf, Baden, 1904/09, P. Thomas Aqu., O. S. B., Prior in der Benediktiner-Abtei S. Bento S. Paulo, Brasilien.

Lang Joseph, Lauterach, Vorarlberg, 1922/25, Fr. Augustin, Novize in der Trappisten-Abtei Engelszell, Oberösterreich.

Mair Matthäus, Betzigau, Bayern, 1925/27, Diakon in Dillingen, Bayern.

Waitz Frajo, Hall, Tirol, 1922/26, Tonsur und niedere Weihen in Innsbruck.

Ferber Josef, Weiler, Bayern, 1916/17 und Ruß Elsa, Verlobte, Weihnachten 1931.

Wildhaber Othmar, Rorschach, Schweiz, 1922/26 und Mayer Sonja, Verlobte, Weihnachten 1931.

Bär Otto, Pfullendorf, Baden, 1920/23 und Eisele Bertel, Verlobte, 31. Jänner 1932.

Hercher Emil, Freiburg, Baden, 1890/92, silberne Hochzeit, 8. April.

Peinsipp Walter, Au, Schweiz, 1919/23, Dr. iur. in Wien.

Birrer Walter, Entlebuch, Schweiz, 1921/27, II. med. Prope. in Basel.